Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 11

Artikel: Leute aus den hintern Gassen [Schluss]

Autor: Schärer, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635698

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11 — 1914 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 14. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Neuer Frühling.

Von Heinrich Leuthold.

In alten Zeiten bei des Mais Beginnen
Erbaute man ein Schloß mit Turm und Graben,
Das Jünglinge mit Kampf und Sturm umgaben,
Und Jungfraun standen wehrend auf den Zinnen.

Nach außen warf man Blumen und nach innen;
Und endlich boten, wenn sie sich ergaben,
Die Jungfraun Kuß und Rose einem Knaben,
Ein Lösegeld, dem keine konnt entrinnen.

Wie lang bekämpf ich so dich schon, du Lose!
Mit meinen Liedern, Blumen zu vergleichen,
Die reichlich blühn in diesem Dichterschoße.

Doch wann wird deine Kampflust einmal weichen?
Wann endlich wirst du küssend mir die Rose,
Die schöne Rose deines Herzens reichen?

Leute aus den hintern Gassen.

Von Ernst Schärer, Bern.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 3. Preis.) Schluß.

Als Bernhard Zehnder auf die Gasse taumelte, über der die volle Scheibe des Mondes stand, und in einen Knäuel aufschreiender Menschen hineinfiel, wußte er nicht war er verrückt geworden oder erwachte er aus einem entsetzlichen Traum. Er wußte nicht recht, schlug er noch immer drauf los, wo es traf, oder hingen seine Arme wie entnervte, tote Gliedmassen an seinem Körper herab. Vor seinen Augen tanzte es unaufhörlich wie glühende, sprühende Funken auf und nieder; in seinen Ohren summte es und zwischenhinein gellte ein entsetzlicher Schrei wieder, der ihm allen Verstand zu rauben drohte.

Und dann verspürte er wieder an seinem Arm das Abgleiten des zarten Körpers, wo er den dumpfen, verhaltenen Aufschlag hörte, und wo ihm alles Denken und Wollen in schäumende Raserei umschlug. Bernhard preßte die Fäuste zusammen, daß die Knochen in den Gelenken knackten und die Fingernägel sich in der Haut verkrallten; er schlug die Zähne zusammen, daß das Knirschen ihn selbst bis in das Mark erschauderte, und spie den Schaum vom Mund, als wäre er der Ausfluß des gräßlichsten Giftes. — Seine Augen hafteten nur immer an der Türe des Schlosserhäuschens, als erwarteten sie noch etwas von dort, etwas Ungeheuerliches, das alles bisherige in den Schatten stellen sollte.

Und als die mächtige Gestalt des Schlossers finster, aber aufrecht und stolz wie es schien, aus der Türe trat, das Haus abschloß und mit dem Hund an den starren Menschen vorbei nach den Brunnen ging, da starrte der Jungschmied auf ihn wie auf eine übersinnliche Erscheinung. Es kam ihm vor, als stiege nun der leibhaftige Teufel in das schwarze Loch seiner Hölle hinab. —

Auf einmal wurde es ganz still in ihm. Eine Schwäche überfiel ihn plötzlich, daß er kaum mehr stehen konnte und sich auf eine ausgetretene Sandsteinschwelle setzen mußte. Sie war noch sonnenwarm vom erloschenen Tag und der Sitz kam ihm weich und behaglich vor.

Seine Seele krampfte sich in unsäglichem Weh zusammen. Und abgerissene Gedanken blitzten in seinem Kopfe auf, wie Raketenfeuer und fielen dann chaotisch durcheinander. — Und dann waren es wieder schwarze Gespenster.

„Ich muß etwas tun," schoß ein Gedanke fieberig durch sein Hirn und später mit jähem Ruck wieder einer: „Fort, — fort aus dieser unseligen Gasse!" —

Schweren Schrittes tappte der Jungschmied Bernhard Zehnder durch die Nacht und über die Gassen Berns.

Manchmal kam es ihm vor, die Pflastersteine hebten und senkten sich, draußen vor den letzten Häusern der Stadt aber schienen die Füße von der Erde weggerückt. Er hatte die Empfindung, als fliege der Weg unter ihm weg.

Plötzlich horchte er auf. War es nicht, als ginge jemand hinter ihm her? — Nein, das war wohl sein eigener Schritt.

Er ging immer geradeaus.

„Bernhard," flüsterte jemand neben ihm und faßte gleichzeitig nach seinem Arm.

Er grübelte: Wo hatte er die Stimme schon gehört? — Er lief weiter.

Jetzt hörte er das Rauschen von Gewändern neben ihm und wieder die Stimme:

„Berni!" —

Er wandte sich um und verzog den Mund zu einem Grinsen.

„Babettli!?" —

Wie im Nebel stand sie vor ihm und doch groß und kräftig.

„Ich bin dir die ganze Zeit über nachgelaufen, . .!" —

Bernhard faßte nach ihrer Hand. Ihr Zittern übertrug sich in seinen Körper.

Der Mond sandte einen blassen Schleier über Babettlis rosiges Gesicht. Sie kam ihm schön vor. — So schön hatte er sie noch nie gesehen. —

„Gehe heim, Babettli, . . . gehe, . . . daß das Unglück nicht auch über dich kommt!" —

Bernhardt wandte sich ab. Müde lehnte er an einen Baum; nun trat Babettli zu ihm hin. —

„Berni, . . ." sagte sie weich und sah aus feuchten Augen zu ihm auf. — „. . . . es ist ein großes Unglück, . . . ja!" —

Sie schwieg. Noch blieb etwas in ihr zurück.

„Ich weiß, Bernhard, du willst fort, . . . und ich kann dich nicht halten. — Da wollte ich dir nur sagen, daß einmal jeder Schmerz erlischt, . . jede Wunde heilt, jede . . ." —

Verwirrt horchte Bernhard. Seine Miene blieb aber starr und unbeweglich.

„Aber eigentlich hast du recht, gehe nur fort, — und zimmere dir ein neues Leben. Pack es draußen neu an, aber tue es mit Bedacht und mit Verstand. — Eine Handvoll Geduld solltest du dazu nehmen. —"

Nun schlug plötzlich ein weicher, träumerischer Klang in ihre Stimme und wie verhaltene Hoffnung zitterte es daraus. —

„Wenn es einmal so weit ist, . . . Bernhard, nach Jahren vielleicht, weißt du nach Jahren, komm dann zurück. — Wir warten auf dich!" —

„Wir?" — — und er schloß die Augen.

Babettli nickte stumm.

„Sei ohne Sorge, Bernhard, . . . ich bin dir nicht gram, wenn du gehst. — Weißt du, es kommt jetzt eine andere Zeit für mich. — Ich bin aber stark und kann auch das ertragen. — Vielleicht schenkt mir das Leben etwas, das dann nur mir gehört. — Und einmal, das weiß ich, einmal, treibt dich doch die Sehnsucht heim, darauf warte ich!" — —

Wie ein seidenweicher Schleier überzog es Bernhard bei Babettlis Worten und legte ihm einen matten Glanz in die Augen.

Tief unten blickte silberig die mondbeschienene Aare zu ihnen auf. Ein Grau zog jetzt durch die Luft. Es kam von der Eisenbahn, die über die Brücke keuchte.

Etwas Fahles lag über dem Lande. Der Mond glich einem Totengesicht.

Dunkel, unheimlich und hart stand drüben der Wald.

Dahinter lag die weite Welt, in die Bernhard sein Leiden trug.

* * *

Es war viele Jahre später und in der Mitte der Sommerszeit. Hell schien die Sonne und heiß. Die Felder standen erntereif und wogten in leisen Wellen. Ueber ihnen lag ein zittriges Schweigen. Der Wald stand verschlafen. Die Wege lagen weiß im Grün wie träge Schlangen.

Unter den Reisenden im Nachmittagszuge, der vom Oberland her kam, saß ein breitschulteriger Mann mit dunklem Schnurrbart, und sah aus ernsten Augen auf die enteilenden Matten und Bäume und Häuser. Manchmal rutsche er unruhig auf der Bank hin und her, stand auf und sah wieder zum Fenster hinaus.

„Herrgott," sagte der Mann, „wird es wohl bald einmal; — verdammter Schneckenzug!" —

Da kam endlich der Wald am Hügel. Dahinter lag der Gottesacker. Rechtsab stand die Allee.

In Ostermundigen stieg Bernhard Zehnder aus und stapfte in langen Schritten der Allee zu.

Im Kirchhof rief er einen Gärtner an.

„Ja!" sagte der, „rechts unten beim Zaun, in der vierten Reihe, Nummer. . ." —

Bernhard stand an Märtis Grab. Eine Weide hing trauernde und schützende Zweige darüber. Kein Stein. Kein Name. Aber Blumen, dicht aneinander gedrängt. Blasse Rosen, Goldlack und Margritten.

Er pflückte eine davon und legte sie in sein Notizbuch.

„Wer pflegt das Grab?" fargte er den Gärtner.

„Weiß nicht, wie sie heißt; 's ist eine Große, Junge und Stattliche!" —

„So!" —

„Im Frühjahr und Sommer kommt sie fast jeden Tag. — Sie war auch heute morgen da!"

„Soso!" —

Bernhard wußte genug. Er drehte sich um und ging. Die Sonne stand hinter den Alleebäumen. Durch das Geäst fielen weiße Flecken auf die Straße. Schattenarm lag die Allmend rechts im Land. Lerchen jubelten darüber.

„Das alles hier ist, wie es immer war," sagte sich Bernhard und schritt mächtig aus.

Dann kam die Stadt und sein Herz bekam einen unruhigen Schlag. „Das Münster sticht in den Himmel," dachte er. — „So war es nicht , als ich ging." — Er

tat einen Seitenblick nach der Mauer des Rosengartens, an der die wilde Rebe wucherte.

Bald kam die Gasse, die ihn am meisten nach Bern gezogen. Er wollte sie aber nicht von unten herauf sehen, und die andere auch nicht. Er kam deshalb von der Kramgasse her durch das Zwybelengäßchen.

Ein Gelächter von spielenden Kindern schlug ihm entgegen. Im Kehr flog ein Wind zum Fenster herein und blähte eine Gardine. Wo damals die Grämplerin gesessen, spannte jetzt ein Schuhmacher den Riemen übers Knie.

Und die Schmiede? — Ja, wo er einst den Amboß gehämmert, feilten sie jetzt an Grabgittern und rostigen Schlüsselbärten herum. Ein kleines Feuerlein flackerte zu hinterst in der Schlosserei.

Nur der Brunnen zwischen den Häusern grüßte fröhlich plaudernd herüber. An seinen Wänden hingen noch immer die Pferdegeschirre. Daneben standen Eimer mit Wäsche darin.

Sonst schien ihn niemand zu kennen in der hintersten Gasse und er kannte auch niemanden mehr. Er dachte: Alles ist noch wie damals und doch ist alles anders. Auch das Schlosserhäuschen hatten sie wegrasiert. Jetzt ragte ein hohes Haus zum Himmel. Zu ebener Erde befand sich ein Gemüseladen. Bernhard sah flüchtig zur Türe herein. Ach, die dicke Grämplerin lebte noch? — Die wollte wohl hundertjährig werden! —

Blauer Rauch flatterte jetzt aus der Metzgerei gegenüber und verstopfte ihm einen Augenblick den Atem. Aus dem Schlachthaus drang dumpf das Brüllen des Viehs und ein gedämpfter Schlag.

Aber die Salzbütte in der Metzgergasse, bei Gott, die brauchte er nicht zu suchen. Die stand noch gerade so eng und schmalbrüstig wie damals. Kinder spielten davor und ein junger Hund patschte um sie. — Eine kleine Weile sah Bernhard den Kindern zu, weil ihm ein Bueb besonders auffiel.

Dann trat er in das Lädchen. Niemand war darin. Er wartete und sah um sich. Aus dem Oberstock filzten jetzt hastige Tritte die Stiege herunter, und jemand rief schon vom Hausgang aus: „Nüt für unguet, daß d'r so lang heit müesse . . . ," schwieg und starrte auf den Mann im Laden, und sagte schließlich mit hochrotem Kopf, aber lächelnd gefaßt: „Was hättet-er sölle ha?"

Bernhard beachtete jedoch die Frage nicht. Mit raschem, aufleuchtendem Blick hatte er Babettli erkannt und sich dann abgewandt. Nun suchte sein Blick interessiert im Laden herum. Sonderbar, hier hatte sich gar nichts verändert; hier sprach so Altbekanntes zu ihm. Dort hing noch das Plakat vom Franckkaffee, die Katze, die die Pfote leckt, und an der untersten Schublade am Fächerschrank ersetzte noch immer eine Hakenschraube den Zugknopf. Hinten zitterte im Luftzug der blumige Vorhang, aus dem Babettli einstmals so oft getreten, wenn er in den Laden kam, und darüber hing der lächelnde General Dufour. Es roch noch immer nach Seife und allerlei Gewürzen.

Ein Heimweh riß an Bernhard.

Hinter ihm stand Babettli und stützte sich am Ladentisch. Aufrecht stand sie und strahlte in ihrer Reife.

Mit einem Ruck wandte sich Bernhard um und sah ihr mit einem verlegenem Lächeln in die Augen.

„Ich bin der Bernh . . ." hub er zu reden an. Aber Babettli streckte ihm wehrend die Hand entgegen und sagte ganz einfach: „Ich weiß, . . . Grüeß Gott, Bernhard, . . . meinst, ich hätte dich nicht sogleich erkannt?!" —

„Ja, der Vater schafft die Waldschmiede nimmer allein, — aber auch so," ergänzte er schnell, „wäre ich wieder gekommen! — Ich bin nicht vergeßlich, Babettli, . . . wo ist er?" —

Sie traten unter die Ladentüre zurück: „Der dort mit dem braunen Kruselkopf, der Kommandierer, der . . ." —

Ein zärtlicher Glanz leuchtete in Babettlis Augen. Und ein Stolz bäumte sich wider Willen in Bernhards Brust. Er sagte aber bloß: „Soso, . . . jetzt müßte ich eigentlich zum Vater in die Länggasse, aber vorher gibt es noch etwas zu reden zwischen uns, denke ich, und wenn es dir recht ist."

Babettli erstaunte und riß die Lider auseinander.

„Wenn du meinst," strahlte sie ihn an, und schritt aufrecht und mit wiegendem Gang dem Vorhang zu. „Nachher hole ich die Mutter, es geht ihr recht ordentlich. — Nur der Vater ist schon lange von uns gegangen." —

Als Bernhard wieder auf die Gasse trat, war draußen der Sommertag bereits vergangen. Heugeruch lag in der Gassenluft und hinter dem Turm der katholischen Kirche lugte die Sichel des Mondes hervor.

Bei der Grämplerin in der Brunngaßecke aber stand Frau Liseli, die neue Wirtin aus dem „Güggeli", und horchte mit gespannten Ohren.

„Was dir nid säget!" —

„Ja, ja, er isch dür d'Gaß abcho, u het bi mir ine grännet!" —

„Wär hätt' jetz das o dänkt," sagt Frau Liseli mit einem tiefen Aufatmen und stellte auf alle Fälle das Körbchen wieder ab, „daß die zwöi no einisch zäme chämi!"

— Ende. —

Die Seeländer Ueberschwemmungschronik.

Aus „Ins, Seeland erster Teil" von Emanuel Friedli, Verlag A. Franke.

Als nacheiszeitlicher Stausee breitete sich von Entreroches bis Altreu der große eine Seelandsee. Allein die Schuttkegel, welche die Orbe gegen Iferten, die Bruije gegen Wiflisburg, die Aar gegen Challnach, Siselen und Solothurn hin wälzten, sowie die Vertorfung der angrenzenden Sümpfe verkleinerten die Seefläche. Indem jedoch die Aareschuttmassen über die Flächen von Aegerten und Studen sich festsetzten, gerieten sie in das Zihlbett hinein, was den einen Flußarm vollständig verstopfte, den andern in seiner Sohle um mehrere Fuß erhöhte. So floß die Zihl in den Bielersee zurück, anstatt us ihm usa. Es gab in den Jahren 350 bis 650 einen neuen, zusammenhängenden See von Orbe bis Biel und von Wiflisburg bis Walpertswil. In Wiflisburg drang